E 22063 E

# Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
Juli/Aug. 1982
19. Jahrgang, Nr. 7/8

Jochen Hieber

## Am Ende ist alle Poesie Übersetzung

Zurückhaltung ist angebracht. Denn ohne sie würde man vollkommen ins Schwärmen geraten angesichts der neuesten, mit dem Vortrag eines der großen alten Männer der internationalen Germanistik eröffneten Ausstellung im Marbacher Schiller-Nationalmuseum: Über „Goethe und die Literatur der Welt" sprach Victor Lange zu Beginn, und mit Goethe erklärte der Redner das Übersetzen zu einem der „wichtigsten und würdigsten Geschäfte im allgemeinen Weltwesen". Genugtuung mögen die heutigen Übersetzer empfinden beim Gang durch die wohlgeordnete Vitrinenlandschaft des schwäbischen Literaturmekkas. Denn obgleich sie in den letzten Jahren und auf dem Weg über Symposien, Übersetzertage und gewerkschaftliche Interessenvertretung einen etwas lichteren Platz im Kulturbetrieb einzunehmen verstanden - schmählich verkannt und schlecht bezahlt empfinden sie ihre Vermittlertätigkeit immer noch und oftmals nur zu Recht.

„Die Lust am Übersetzen im Zeitalter Goethes" haben Reinhard Tgahrt und seine Mitarbeiter vom „Deutschen Literaturarchiv" ihr kühnes Projekt in 33 Abschnitten und mit mehr als 500 Ausstellungsstücken untertitelnd genannt. Gut zwei Jahre währten die Vorarbeiten - 42 öffentliche und private Leihgeber sind verzeichnet am Ende des 700-Seiten-Katalogs, eigene Bestände des Archivs kamen hinzu. Und wer Eitelkeiten, Empfindlichkeiten und Sicherheitsbedürfnisse von Leihgebern auch nur einigermaßen sich vorstellen kann, wird ahnen, daß hinter dem Arkadien des letztlich doch Geglückten manche Odyssee und manch beschwerlicher Canossagang sich bergen.

Die Lust an dieser lustvoll sich gebenden Ausstellung will erarbeitet sein. Kein leichthin konsumierbares Bildungserlebnis, setzt sie einige Kenntnis über das Saeculum zwischen 1750 und 1850 voraus. Sie verzichtet ferner auf summarische Überblicke und Deutungen, und versteht sich zwar als Anregung, nicht aber als Ersatz für eine noch zu schreibende Geschichte der Übersetzung im deutschsprachigen Raum. Es ist also die schlechteste Methode nicht, sich über die Lektüre des Katalogs (in Kommission beim Kösel Verlag erschienen und im Buchhandel für knapp 40 Mark zu erwerben) ein wenig vorzubereiten - erst dann nämlich beginnen die Bücher und Porträts, die Briefe, Manuskripte und Medaillons, erst dann beginnt der versammelte Gelehrtenfleiß wirklich lebendig zu werden.

Ganz für sich selber sprechen allerdings die herrlichen französischen Bildtapeten im Eingangsraum. Dem kunsthandwerklich „weitergedichteten" Zweikampf zwischen Rinaldo und Soliman aus Torquato Tassos „Befreitem Jerusalem" begegnet man hier ebenso wie dem Brautritt des Bradamantes aus dem „Rasenden Roland" des Ariost. Danach aber gilt es sogleich, „Voraussetzungen", Grundlagen zu erwerben. Der Entwicklung der Bibliotheken und dem Stand des Sprachenstudiums im 18. Jahrhundert ist eine Vitrine vorbehalten, Buchhandel und Reisekultur werden erläutert, die „Deutsche Schaubühne" unter Gottscheds französisierendem Diktat darf Revue passieren. Eine treffliche Wiederentdeckung erlebt in diesem Zusammenhang der als Hauslehrer und Berufsverdeutscher tätige Magister Ludwig Friedrich Vischer, aus dessen Feder die erste Übersetzung des Robinson Crusoe stammt. Wie ja überhaupt der entschiedene Verweis auf die Kärrnerarbeit von nie zu eigener literarischer Bedeutung gelangten Übersetzern ein Hauptereignis der Exposition genannt zu werden verdient. Neben Vischer gilt dies vor allem für den Tagelöhnersohn Johann Christoph Bode, der unter anderem den „Tristram Schandi" übersetzte, und es gilt für Johann Gottlob Regis und Johann Diedrich Gries. „Und so habe ich die letzten vier Monate abermals auf die Revision des ‚Tasso' verwandt", schreibt Gries im Jahre 1837, „und obwohl ich ... mich so ziemlich an den Grenzen meines Vermögens befand, habe ich doch mehr als 200 Stellen nach Kräften zu bessern gesucht".

Solch Ethos haben die Verleger gern. Es ist recht nutzbar auch fürs aufkommende Fabrikwesen der Fließbandübersetzung. „Hat der Verleger einen Übersetzer gefunden (welches eben nicht schwer ist)", weiß hierzu Friedrich Nicolai im „Sebaldus Nothanker" zu erzählen, „so handeln die über den armen Franzosen oder Engländer, wie zween Schlächter über einen Ochsen oder Hammel, nach dem Ansehen, oder auch nach dem Gewichte."

Nun, über den Alltäglichkeiten aus Kommerz und Handel werden die Höhepunkte der Übersetzerkunst in Theorie und Praxis beileibe nicht vergessen. Da streitet, hinter Glas, der ältere Johann Heinrich Voß mit Wieland noch einmal um die rechte Art, dem unvergleichlichen Homer sich deutsch zu nähern, da werden Stolbergs und Solgers von den Zeitgenossen sehr geschätzte Sophokles-Übertragungen verglichen mit Hölderlins erst in unseren Jahren erkanntem Antigone-Versuch (einen Lumpenhund der Sprache schimpfte ihn aus gleichem Anlaß Vossens Sohn), da nimmt man teil am Streit um Shakespeares wahre Größe, da berichtet Caroline Herder übers anfängliche Übersetzerverdikt gegen die „Bekenntnisse" Rousseaus. Goethes vielfältige Bestrebungen stehen, naturgemäß, im Zentrum des Marbacher Unternehmens: der Anreger, der Übersetzer, der Anverwandler fernen Geistes, der Initiator weltliterarischen Austauschs.

Hinzuweisen wenigstens ist noch auf die 25. Station, die romantischen Emphasen betreffend. August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck: vor allem ihre Bemühungen und die Gleichrangigkeit von Dichter und Übersetzer rechtfertigen, in Glücksmomenten, durchaus den hymnischen Satz des Novalis, am Ende sei doch alle Poesie Übersetzung. Daß indes auch Philosophie, Ökonomie und die Naturwissenschaften des Auslands, daß die Freiheitsbäume der Revolution und die Erklärung der Menschenrechte der deutschen Kleinstaaterei so manch aufklärendes Licht bescherten, daß die „Fundgruben des Orients" den frühen exotistischen Begehrnissen Fluchtpunkte boten - all dies erwartet zudem des Betrachters Aufmerksamkeit.

Die Ausstellung freilich endet mit einem ironisch-selbstironischen Verweis: im bürgerlichen Bücherschrank um 1850 gerinnen die Anstrengungen eines Jahrhunderts zum Besitz. Verfügbar sind sie nun - Batteux und Boccaccio, Caesar und Cervantes, Fielding und Defoe. Und schön sehen sie noch aus, die Gesamtausgaben und Erstauflagen dieser Zeit. Ungelesen allerdings auch.

*Süddeutsche Zeitung, 25. Mai 1982*

## Übersetzerpositionen

Aus Kap. 4, S. 54–70

*Magister Vischer, Rathsherr Brockes, Professor Gottsched (und seine Frau) – so könnte dieses Einleitungskapitel auch heißen. Es stellt drei deutlich unterschiedene Übersetzertypen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor:*
*– einen Hauslehrer oder Informator, der ums Brot übersetzt und Gönnern zuliebe. Ein Buch, das er als erster verdeutscht hat, der »Robinson«, wurde berühmt, aber niemand verband den Titel, den heute noch jedes Kind kennt, mit seinem Namen, den er doch nicht verschwiegen hatte;*
*– einen vermögenden Poeten, der seiner Vaterstadt als Diplomat diente, mit der Freiheit eines Liebhabers übersetzte, zu seinem eigenen Vergüngen und zum Beweis seiner Kennerschaft;*
*– einen wohlbestallten Professor der Beredsamkeit, der mit den eigenen Übersetzungen wie anderen, die er veranlaßte, ein nationalpädagogisches Programm vertrat, Musterhaftes demonstrieren wollte. Sein Name stand und steht noch immer für eine Epoche, so daß an seinen Übersetzungen, nun von den Literaturhistorikern, weiter demonstriert wird.*
*Aller drei Übersetzungen werden heute nicht mehr gelesen, das haben sie mit fast allen deutschen Werken des frühen 18. Jahrhunderts gemein. Keinem von ihnen gelang, was späteren Übersetzern nachgerühmt wurde, »Originale« zu liefern, die man zur deutschen Nationalliteratur rechnete.*
*So holzschnittartig hier ihre verschiedenen Ausgangspositionen bestimmt werden – den Typus, den jeder der drei vertrat, gab es auch in der Folgezeit, freilich in mannigfachen Abwandlungen und Mischungen: den „Brotübersetzer«, den dichtenden »Liebhaber« (durch Vermögen unabhängig oder im höheren Staatsdienst), den Professor und Pädagogen (kaum noch als Amtstheologen).*

*In der zweiten Jahrhunderthälfte gab es daneben immer häufiger den Typus des Schriftsteller-Übersetzers. Der war durchweg akademisch gebildet, wenigstens Magister, oft von der Theologie zu den »schönen Wissenschaften«, den »Schulstudien«, zur Philologie und Geschichte übergelaufen oder ins Jurastudium ausgewichen. Denn Gelehrsamkeit, d.h. Universitätsstudium, blieb bis auf Eschenburgs Zeit und länger, mit wenigen Ausnahmen, das Entreebillett in die literarische Welt, wie »Gelehrter«, Bürger der »Gelehrtenrepublik« im 18. Jahrhundert eine Bezeichnung auch für den Schriftsteller und Übersetzer. Ob der sich fast ausschließlich aufs Übersetzen verlegte oder wie Johann Heinrich Voß auch als Dichter der eigenen Idyllen und Gedichte gelten wollte, allein »von der Feder« leben konnte er so gut wie nie – es sei denn, als verbummelter Student (wie anscheinend Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius) oder als zwar geachteter, aber bescheiden celibatär lebender »Privatgelehrter«, der auf ehrenvolle Zuwendungen angewiesen war (wie noch Johann Gottlob Regis im 19. Jahrhundert) – oder nur für die kurze Zeit, in der er hoffte, als Herausgeber einer Zeitschrift, eines Almanachs sowohl Ehre einzulegen als sich über Wasser halten zu können.*
*Da eine »freie Existenz« nur ausnahmsweise gelang, mußte man irgendein Amt, eine Pfründe anstreben, eine Bibliothekar-Stelle (wie Heinse und Forster in Mainz), das Lehramt oder die Professur an einer Gelehrtenschule, Kadettenanstalt, Universität, einen Posten oder Ratstitel, wo möglich mit früher Pension, an einem Hof. Für viele bot nach dem Studium die Stelle eines Hauslehrers, Hofmeisters oder Reisebegleiters wenigstens vorübergehend die notdürftigste Sicherheit.*
*Ein solcher »Haus-Informator« war schon der Magister Ludwig Friedrich Vischer aus Calw in Württemberg, der zwischen 1703 und 1720 in Hamburg nachweisbar ist, seit 1705 als Übersetzer, und dort 1743 gestorben sein soll.*

### Ludwig Friedrich Vischer

*Aus den Büchern, Vorreden und Widmungen kann man die dürftigen Angaben der älteren Nachschlagewerke ergänzen, erschließen, daß er auch theologisch gebildet und vor 1716/17 wohl Hauslehrer in der Familie von Ahlefeldt war; kann hie und da einen Einblick in seine Lebensverhältnisse gewinnen. So dankte er in der Widmung im »Großbritannischen America« (1710) recht devot dem »Herrn Martin Tamm, der Stadt Hamburg auff dero Admiralitäts-Convy hochbetrauten Capitain« für »eine kleine See-Experientz«, dafür, daß ihn dieser nach London mitgenommen hatte. So berichtete er in einer anderen, »daß er gegenwärtiges Tractätgen in denen Neben-Stunden seiner jetzigen Fonction aus dem Englischen übersetzt habe und künftige Oster-Messe ein ähnliches Tractätgen von einem Groß-Britannischen Sclaven, so etliche Jahre in der Gefangenschaft geschmachtet«, herausgegeben wolle, »dessen Übersetzung einer meiner werthesten Freunde in Hamburg biß auff wenige Bögen absolviret hat«.*
*Nach dem Urteil von Kennern hat er sorgfältig, wenn auch etwas umständlich und steif übersetzt, und sich erstaunlich gut in die Sprache der Seefahrer und Küstenbewohner gefunden. Die große Zahl von Reise- und Ortsbeschreibungen, die er – alle in Hamburg – vorlegte (bis zu drei in einem Jahr), deutet auf eher dürftige als auskömmliche Lebensumstände, auf »Brotschriftstellerei«; die Tatsache, daß er sie nicht anonym herausgab, die Art wie er in Vorreden freimütig Rechenschaft ablegte, auf ein bescheiden-sicheres Selbstbewußtsein. Nach 1720 nahm sein Leben eine Wende, nannte er doch die letzte von ihm überhaupt bekannte Arbeit in der Vorrede »eine von meinen letzten hiesigen Übersetzungen«. Von ihm fehlte fortan jede Spur.*

### Weltliteratur

**Die Lust am Übersetzen im Jahrhundert Goethes**

*Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar*

Im Vorwort zum Katalog schreibt Bernhard Zeller: „Obwohl Deutschland nicht zu Unrecht als das klassische Land der Übersetzer und Übersetzungen gepriesen wird, gibt es bis heute keine umfassende Darstellung der Geschichte der Übersetzungsliteratur . . ."
Wie vergnüglich und anregend Übersetzungsgeschichte sein kann, das beweist der vortreffliche Marbacher Katalog. Der Leser dieser ausführlich kommentierten Dokumente aus einem goldenen Zeitalter der Übersetzungskunst fühlt sich zu ähnlicher Begeisterung hingerissen wie der Betrachter beim Gang durch die Ausstellung.
Die vorliegende „Übersetzer"-Nummer ist ausschließlich dem Marbacher „Weltliteratur"-Unternehmen gewidmet. Auf den folgenden Seiten werden zwei Kapitel des Katalogs in Auszügen vorgestellt. *m.*

*Ausgerechnet dieses Buch aber, die erste deutsche Übersetzung von Daniel Defoes »Robinson Crusoe«, verzeichnete keiner der älteren Bibliographen unter Vischers Schriften. Sie erschien im Frühjahr 1720 (mit einer Vorrede vom 26. März) bei Thomas von Wierings Erben in Hamburg. Im Herbst folgte (mit einer Vorrede vom 13. September) ein »Zweyter und Letzter Theil« mit dem nachdrücklichen Hinweis »nach dem Englischen Original mit aller Treue ins Teutsche übergesetzet« und dem Vermerk »Ist auch in Leipzig bey Philip Herteln zu bekommen«. Eine zweite Auflage des ersten Teils dieser Hamburger Ausgabe kam Ostern 1721 heraus, eine dritte beider Teile 1731. Man hatte sich beeilt – wie in England, wo die erste Taylorsche Auflage im April, die vierte im August 1719 erschienen war.*
*Der Leser erfuhr in der Vorrede zum zweiten Teil:*

Der Erste Theil unseres ROBINSONS hat / wie aus dem sehr fleissigen / obwohl eigennützigen Nachdruck / noch mehr aber aus dem täglichen Zeugniß verständiger Leuthe abzunehmen / sich selber gelobt; und im Andern und Letzten wird sich CRUSOE, meiner wenigen Meynung nach / nicht schlimmer halten . . . Ich weiß gar wohl / daß sich verschiedene Meynungen über die Wahrheit der Crusoeschen Historie geäussert / und Kleingläubige manche Passage in Zweiffel ziehen wollen. Doch dies gehet

mich nicht an / weil ich nicht die Guarantie derselben / sondern bloß die Verteutschung über mich genommen: An deren dann auch eben der Fleiß und Treue / als am ersten Theile / geschehen. Zum wenigsten würde ich mirs nicht zu verantworten getrauet haben / wann ich der / nach Ausweise des Augenscheins / durchgehends sehr zerstümmelten Frantzösis. Version nachgegangen / und nur so drüber hingefahren wäre. Kurtz: Weil dieß eine von meinen letzten hiesigen Ubersetzungen seyn möchte / habe deßfalls gute und auffrichtige Waare zu lieffern keine Mühe gespahret.

*»Dem sehr fleißigen« Nachdruck waren in Jahresfrist nicht weniger als fünf Ausgaben des ersten Teils zu verdanken, so daß von März 1720 bis Ostern 1721 insgesamt sieben Drucke vorlagen. Diese Nachdrucke aber – und nicht die Hamburger Originalübersetzung – sollten die Überlieferung bestimmen.*

Das Leben und die gantz ungemeine Begebenheiten
Des Robinson Crusoe,

Welcher unter andern auf der Americanischen Küste durch Sturm Schiffbruch erlitten, und bey dem Ausfluß des grossen Strohms Oroonoko an eine unbewohnte Insul verschlagen worden, auf welcher er über acht und zwantzig Jahr, biß zu seiner wunderbaren Befreyung, gelebet hat
Von ihm selbst beschrieben, und um seiner Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen ins Teutsche übersetzt
Die fünffte Auflage. Mit zwölff Kupffern nebst einer accuraten Land-Charte, worauf alle des Autoris Reisen gezeichnet sind, gezieret.
Der erste Theil
Franckfurth und Leipzig 1720

*Der ausgestellte Band ist ein wortgetreuer Leipziger Wiederabdruck des privilegierten und veränderten Nachdrucks eines ersten Nachdrucks, in dem Vischers Text bereits poliert und verbessert, sein Titel zunächst stärker abgewandelt, sein Buch durch Kupfer nach der französischen Ausgabe werbewirksam ergänzt worden war. Als fünfte Auflage konnte er bezeichnet werden, weil es daneben noch einen anderen Nachdruck des ersten Nachdrucks gab.*

*Reizvoll zu beobachten ist, was die Nachdrucker mit der ausführlichen »Erklärung etlicher See- und anderer Wörter« anstellten, die Vischer dem ersten Teil beigegeben hatte (und ebenso mit dem Seewörterverzeichnis seines zweiten Teils), mit der Begründung:*

Weil sich auch denen der Schifffahrt gantz und gar Unkündigen einige für Sie undeutliche und ungewohnte Termini in den Weg legen möchten / diese Historie nicht eben so fertig / als etwa ein Nieder-Sachse / zu lesen; so habe lieber in der Eile / nach dem wenig übrigen Blätter-Raum / eine kurtze / aber / wie dennoch hoffen will / zulängliche Erklärung solange hier a parte beyfügen wollen / bis ein vollständiges See-Lexicon entweder von mir / oder einem darzu geschickten ans Licht tretten wird.

*Sie mißverstanden vieles, machten aus den schwäbischen »seuchten« (= seichten) Gründen »feuchte« oder aus einem »Freybeuter« einen »Freyherrn«. Sie behielten kurioserweise bei, was Vischer redselig an eigener Hamburger See-Erfahrung ausbreitete, aber sie kürzten (im folgenden nicht kursiv) als nüchterne Sachsen im Kommentar zu den Getränken: »Cordialwasser ist mit bestem Gewürtze abgezogener Spanischer Wein oder Sect.* In Hamburg ist der Walterische bekannt und bewährt.« – *»Punch, Starkes Gesöffe der Seeleute, aus Branndtwein, Wasser, Zucker und Citronen-Safft.* Die zu Lande sind ihm auch nicht feind.« – *»Rack, Branndtwein aus Reiß übergezogen.* Wird als das allerunangenehmste Gesöffe beschrieben. *Die Holländer schreibens Arack, und die Ostindienfahrer loben ihn nicht zum besten.«*

**Barthold Hinrich Brockes**

*Barthold Hinrich Brockes, am 22. September 1680 als Sohn eines vermögenden Kaufmanns in Hamburg geboren, studierte in Halle, Genf und Leiden, nutzte diese Zeit bereits zu Reisen in Italien und Frankreich, lebte seit seiner Rückkehr 1704 ohne Amt, machte 1714 eine »der considerabelsten Partien«, wurde Vater von sechs Töchtern und sechs Söhnen, 1720 auch unverhofft Senator, so daß ihn die Vaterstadt in diplomatischen Missionen nach Wien, nach Berlin, an den dänischen Hof schicken konnte, lebte von 1739–41 als Amtmann in Ritzebüttel und starb in Hamburg am 16. Januar 1747.*

*Ein Herr also, der seine Freiheit und das cavaliersmäßige Leben liebte, mit Sinn für Repräsentation, mit musischen Neigungen, denen nachzugehen es ihm weder an Vermögen noch Muße fehlte. 1712 ließ er sein von Reinhard Keiser komponiertes Passionsoratorium im eigenen Hause aufführen; 1715 gründete er mit Freunden die »Teutschübende Gesellschaft«, 1724 die »Patriotische Gesellschaft«, die die Moralische Wochenschrift »Der Patriot« (1724–26) herausgab. Mit seiner Gedichtsammlung »Irdisches Vergnügen in Gott« (1. Teil 1721, 8 weitere Teile bis 1748) wurde er einer der Väter deutscher Naturlyrik; es fehlte ihm auch dafür nicht an Erfolg, Bewunderung, Ehren; der erste Band erlebte sieben Auflagen – 1730 wurde Brockes zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt und zum poeta laureatus gekrönt.*

Hrn. B. H. Brockes, Lti, Com. Pal. Caes. Rathsherrn der Stadt Hamburg, und p. t. Amtmanns zu Ritzebüttel,
Aus dem Englischen übersetzter Versuch vom Menschen, des Herrn Alexander Pope, Esq.

nebst verschiedenen andern Uebersetzungen und einigen eigenen Gedichten
Nebst einer Vorrede und einem Anhange von Briefen, worinnen die Einwürfe des Hrn. C. . . . wider den Essay on Man beantwortet werden, aus der History of the Works of the Learned übersetzt von B. J. Zinck
Hamburg: Christian Herold 1740

*Der Band enthält auch Proben »Aus Miltons verlohrnem Paradiese« und Stücke von Addison.*

*Brockes mußte seine Übersetzung in gereimten Alexandrinern nicht selbst begründen oder vorstellen; er ließ das durch Barthold Joachim Zinck besorgen, den Hauslehrer seiner Kinder und späteren Zeitschriftenredakteur.*

*So geschah's auch in der Übersetzung von James Thomsons »Jahres-Zeiten« (1744). Zinck vergaß nicht zu erwähnen, daß das 1730 zuerst erschienene »Gedicht, welches Herr Brockes diesesmahl sich zum Vorwurfe seines Vergnügens und seiner Arbeit genommen« habe, auf der Höhe der Zeit stünde durch die »herzrührende Schreibart« und die »Wahl seiner Materie, in dem er eine ganz neue Bahn betrat, und sich bemühete, sein Gedicht lehrreich zu machen«:*

Alles, was man von einem vernünftigen Dichter fordern kann, der die Kräfte seiner Seele der Gottheit heiliget, und sie dem Menschen zum Nutzen und Vergnügen widmet, hat der Herr Thomson geleistet. Die poetische Mahlerey, die Nachahmung der Natur, das Neue und Unerwartete, das Wunderbare und Wahrscheinliche, die Verwandlung des Würklichen ins Mögliche . . . oder worinn sonsten der Wehrt eines guten Gedichts von unsern Kunstrichtern bestimmet wird, erscheinen hier in einer vollkommenen Schönheit. *(Vorrede)*

*Pope, Thomson, Milton waren Autoren, die man bis in die 60er Jahre als aktuell empfand und immer wieder neu übersetzte, so daß der Übersetzer der »Werke« Popes Johann Jakob Dusch 1758 allein drei Versübertragungen des »Versuchs über den Menschen« aufführen, aber auch schon befinden konnte, daß »der verdienstvolle selige Herr Brockes . . . die Kürze der Gedanken des Engländers gedehnet, und erweitert, folglich geschwächet« habe. Wenn der also bald als altmodisch belächelt wurde, so ging es ihm nicht besser als Gottsched damals und Bodmer später.*

**Johann Christoph Gottsched**

*Der am 2. Februar 1700 in Juditten bei Königsberg geborene Pfarrerssohn studierte in Königsberg, entkam den preußischen Werbern 1724 nach Leipzig, wo er an der Universität rasch Karriere machte, 1730 a.o. Professor der Poesie, 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik und mehrfach zum Rektor und Dekan gewählt wurde. In Leipzig starb er am 12. Dezember 1766.*

*Seine Wirksamkeit beschränkte sich nicht auf die Universität. Eingeschworen auf die Philosophie Christian Wolffs, überzeugt, daß Bildung, Geschmack, Literatur, alle Lebensverhältnisse vernünftiger und aufgeklärter Begründung bedürften, klaren und vernünftigen Regeln folgen müßten, wandte er sich energisch gegen die manieristische Bildersprache der älteren Poesie, den »Schwulst« der zweiten schlesischen Schule. In Anlehnung an das Regelsystem des französischen Klassizismus suchte er den Deutschen andere und bessere Muster zu liefern. Das zielstrebig zu bewerkstelligen, waren ihm viele*

*Mittel und Wege recht: die »Deutsche Gesellschaft zu Leipzig«, die eine Zeitlang sein »Forum und Instrument« war, die Verbindung mit »Deutschen Gesellschaften« in anderen Städten, Moralische Wochenschriften, die er herausgab oder übersetzen ließ, gelehrte und kritische Zeitschriften, Lehr- und Handbücher der Dichtkunst, Sprache, Philosophie, außerdem Textsammlungen und Übersetzungen. Was er selber übersetzte oder durch seine Frau und seine Schüler übersetzen ließ, stand im Dienste dieses Reformprogramms.*

Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen

Darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondere Gattungen der Gedichte, abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden. Ueberall aber gezeiget wird: Daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe.
Anstatt einer Einleitung ist Horatii Dichtkunst in deutsche Verse übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von Johann Christoph Gottscheden, Der Weltweish. und Dichtkunst öffentl. Lehrer zu Leipzig
Zweyte und verbesserte Auflage, mit allergnädigster Freyheit
Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf 1737

*Die erste Auflage der Poetik, die Maßstäbe setzen und Muster bieten sollte, erschien 1730, die dritte (1742) und eine vierte Auflage (1751) folgten. Programmatisch schon war die Übersetzung der »Ars poetica« des Horaz in gereimte Alexandriner. Welche Auffassung von Übersetzen ihr zugrunde lag, erläuterte Gottsched im »Vorbericht«:*

Ich rühme mich nicht, daß ich es von Zeile zu Zeile, vielweniger von Wort zu Wort gegeben hätte: Denn dieses ist zum theil unnöthig, theils auch, aus oberwähnten Ursachen, unmöglich gewesen. Aus fünfhundert lateinischen Versen habe ich mich genöthiget gesehen, fast 700 deutsche zu machen; wiewohl ich die Regel stets vor Augen hatte: Ein Uebersetzer müsse kein Paraphrast oder Ausleger werden. Habe ich aber nur in hauptsächlichen Dingen nichts versehen oder geändert; so wird mans verhoffentlich so genau nicht nehmen, wenn gleich der völlige Nachdruck aller horatianischen Sylben und Buchstaben nicht erreichet worden. Ein prosaischer Uebersetzer muß es hierinn genauer nehmen: Einem poetischen aber muß man, in Ansehung des Zwanges, dem er unterworfen ist, schon eine kleine Abweichung zu gute halten; wenn er nur diesen Mangel durch eine angenehme und leichtfliessende Schreibart ersetzet.
Dieses ist nun eine von den vornehmsten Absichten gewesen, die ich mir in diesem Gedichte vorgesetzet habe. Ich wollte den Horaz gern so übersetzen, daß man ihn ohne Anstoß, und wo möglich, mit Vergnügen in unsrer Sprache lesen könnte.

**Luise Adelgunde Victoria Gottsched**

Von denen Frauenzimmern, die nur die Schmäucheley der Mannspersonen gelehrt nennet, hat sich die wohlselige Frau Professorinn, durch eine Tiefe und Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, die auch ein Mannsbild zum Gelehrten machen würden, durch Schriften, bey deren Ruhme man nicht hinzuzusetzen nöthig hat, daß sie von einem Frauenzimmer herrühren, und durch Eigenschaften des Herzens, deren Mangel sonst die Vorzüge des Verstandes nicht ersetzen, unterschieden.

*So schrieb der für seine scharfe Zunge berüchtigte Göttinger Professor Abraham Gotthelf Kästner an den gerade verwitweten Gottsched. Der ließ diesen Brief vom 22. August 1762 zusammen mit 48 Gedichten und Briefen »womit die Wohlselige schon bey ihrem Leben beehret worden« und weiteren 39 z.T. bestellten Stücken, worin sie »nach ihrem Tode bedauret worden« in das »Ehrenmaal« aufnehmen, das er nach dem Tode seiner Frau am 26. Juni 1762 der Sammlung ihrer Gedichte beigab. Auch Lessing gestand ein: »Sie war würklich, eine Zierde ihres Geschlechts, sie besaß eine, sonderlich bey einem Frauenzimmer, seltene Gelehrsamkeit: Sie besaß Witz . . . Sie schrieb ihre Muttersprache gewiß um sehr viel besser als ihr lieber Gatte . . .«*
*Die Gottschedin – seit 1735 war sie's –, geboren am 11. April 1713 als Tochter eines Arztes, wuchs in einem gebildeten und aufgeklärten Hause in Danzig auf, eignete sich früh ohne eigentlichen Unterricht das Französische und Englische an, schrieb und übersetzte (u.a. die nie veröffentlichte »Princesse de Clèves«) und erregte durch ihr Talent auch die Aufmerksamkeit des lange um sie werbenden Gottsched. Der nahm sie in seine Schule, ließ sie teilnehmen an seinen Vorlesungen und Übungen; bald war sie, die in Leipzig auch Latein lernte, seine wichtigste Mitarbeiterin, deren »Feder mich öffters hülfreich an die Hand gegangen«. Ein gut Teil des gemeinsamen Bearbeitungs- und Übersetzungsprogramms war ihr aufgebürdet: aus dem Englischen übersetzte sie u.a. die Moralischen Wochenschriften, den »Zuschauer« (1739–43), den »Aufseher« (1745), und Addisons »Cato« (1735), aus dem Französischen etliche gelehrte Werke (mit Vorliebe solche von Frauen), Komödien, aber auch – anonym – den Roman »Le paysan parvenu« von Marivaux.*
*Ihre letzten Lebensjahre waren verdüstert durch Krankheit und eine von Gottsched selber angedeutete Entfremdung zwischen den Eheleuten. In der Tat mochte es einer selbständig-frischen Natur wie der Gottschedin, die Sinn hatte für Satire und Parodie, schwerfallen, den pedantischen Starrsinn des alternden Programmatikers zu ertragen.*

Herrn Alexander Popens Lockenraub

ein scherzhaftes Heldengedicht
Aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt, von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn
Nebst einem Anhange zwoer freyen Uebersetzungen aus dem Französischen
Mit Kupfern
Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf 1744

*So bereitwillig man den Empfehlungen französischer Kunstrichter folgte – nicht nur im Gottsched-Kreis –, französische Übersetzungen, meist ohne das einzugestehen, als Vorlage benutzte, so häufig kritisierte man in Vorreden und Rezensionen die Willkür französischer Übersetzer, ihre Manier, Fremdes dem eigenen Geschmack anzupassen und »aus dieser Delicatesse« entsprechend frei zu verfahren, zu verändern, wegzulassen, hinzuzusetzen. Auch Gottsched und die Seinen, die doch, nach Lessings 17. »Literaturbrief«, alles, d.h. die zeitgenössische Literatur in Europa wie die Autoren des Altertums, »mit den Augen der Franzosen« sahen, auch sie stimmten in diesen Chor der Kritiker ein. So führte denn die Übersetzerin des »Lockenraubs« in ihrer langen Vorrede eine so offene und bewegte Klage darüber, daß man schon versucht wird, mehr als eine kurze Probe daraus zu geben:*

Es sind bereits 6 bis 7 Jahre verflossen, daß ich, theils aus eigener Bewegniß, theils auf Anrathen guter Freunde, dieselbe angefangen: dennoch arbeitete ich nur furchtsam daran, indem ich kein ander Original hatte, als die französische ungebundene Uebersetzung, welche zu Paris 1728 in 12, von einem Ungenannten herausgegeben worden. Ich wußte nämlich schon damals, was mich nach diesem eine beständige Erfahrung täglich mehr gelehret hat, daß nichts ungetreuers und abweichenders zu finden sey, als die Uebersetzungen der Franzosen. Es sey nun, daß eine gewisse natürliche Leichtsinnigkeit dieses Volks, oder ein inneres hochmüthiges Vorurtheil, nach welchem es denket, ein Schriftsteller müsse sich nothwendig unter seinen Händen verschönern, es möge auch mit ihm machen, was es wolle, hieran schuld sey: so ist es doch gewiß, daß ein jeder, der nur eine französische Uebersetzung auf die Probe stellen will, dieses erfahren wird. Ich bemühete mich also, den Grundtext aus England zu bekommen; aber einige Jahre vergebens . . .

Da ich nun gleich anfangs meine Uebersetzung in Versen gemacht hatte, um einige sehr matte und schläfrige Stellen in der französischen Dollmetschung ein wenig kürzer und lebhafter zu geben: so ermunterte man mich abermals, mein poetisches Kleid für den *popischen Lockenraub* fertig zu machen. Ich that es auch endlich, und war bereits mit den 4 ersten Büchern fertig, als ich das englische Original in die Hände bekam. Ich setzte mich begierig nieder, um sowohl mich, als meinen gallischen Dollmetscher, mit *Popen* zu vergleichen. Aber wie erstaunte ich nicht! und wie sehr reuete mich meine Zeit und Mühe, als ich sah, wie weit wir von dieses großen Dichters Feuer, Scharfsinnigkeit, kurzen nachdrücklichen Satiren, und edlen poetischen Beschreibungen, entfernet waren . . . man muß ein Franzose seyn, das heißt, den Schutz aller Vorurtheile der Deutschen, von der Vortrefflichkeit dieses Volks, genießen, um mit einer solchen Arbeit nicht ausgezischet zu werden . . . Ich war also über meiner verlornen Zeit, und einer Arbeit, die mir doch bereits viele Mühe gemacht hatte, ja über meinen französischen Verführer, so verdrießlich; daß ich

alles voller Unmuth hinwarf, mit dem Vorsatze, allen Uebersetzungen, nach französischen Dollmetschern, gänzlich zu entsagen. Welchen Rath ich auch allen denen geben will, die ihre Zeit und Mühe nicht verlieren wollen . . .
Ich . . . übersetzte also das fünfte Buch nach dem englischen Originale. Diese Arbeit gieng mir leichter und glücklicher von statten als ich anfangs geglaubet hatte. Das nach dem Grundtexte übersetzte Buch klang auch viel edler und körnichter, als meine vorige Uebersetzung . . . Diese Umarbeitung aber mußte eine ganz neue Uebersetzung werden, indem ich von aller meiner ersten Arbeit nur fünf Zeilen habe brauchen können . . .
Von den beyden Gedichten, die hinten angehängt worden, muß ich noch erinnern, daß ich sie gleichsam aus Rache gegen meinen französischen Uebersetzer, der mir so viel vergebliche Mühe gemacht hat, angehängt habe. Man muß doch den Herren Franzosen einmal zeigen, wie es einem Schriftsteller gefällt, wenn man nach eigner Willkühr mit ihm umgeht . . . Indessen habe ich meine Arbeit wegen dieser mir bewußten Abweichung, *eine freye Uebersetzung* genennet; es ist mir aber leid, daß ich sie nicht eine *französische* genennt habe.

*Der strengen Kritikerin hat der Hofprediger von Perard später gestanden, der ungenannte französische Übersetzer zu sein, ihr aber die Sache nicht weiter »übel genommen«. Sie selber nahm sich, als sie 1756 »des Abts Terrassons Philosophie« übersetzte, »auch die Freyheit, in den Capiteln, wo der Verfasser von der katholischen Religion geredet hatte, ihre eigenen Gedanken, als eine Protestantinn an die Stelle zu setzen«.*

## Ein Wettstreit um Homer

Aus Kap. 15, S. 302–317

*. . . gemeinhin gab man »allmählig die Hoffnung« auf, »einen deutschen Homer« zu lesen (wie ein Rezensent der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« 1770 befand). Da betraten, entschieden, begeistert, drei Altersgenossen Goethes die Bahn, junge Männer zwischen zwanzig und dreißig, die sich von ihrer Studienzeit in Göttingen, der Hochburg klassischer Philologie unter Heyne, kannten, dort enger oder loser zum Freundschaftsbund im Zeichen des Klopstockkultes, des Göttinger Hains, gehörten: Gottfried August Bürger, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Johann Heinrich Voß. Als Forum für Ankündigungen, Proben, Entgegnungen standen ihnen Zeitschriften, Boies »Deutsches Museum«, Wielands »Teutscher Merkur« offen; ein intensiver Briefwechsel verband sie auch mit anteilnehmenden Dritten. Vor den Augen von Klopstock in Hamburg, Goethe und Wieland in Weimar, den spöttischeren und distanzierteren von Lichtenberg und Heyne in Göttingen wagte und vollendete Stolberg den ersten glänzenden Wurf und zeigte in der Folgezeit die nobelste Haltung, unterlag nach etlichen hochgemuten Ankündigungen und Versuchen Bürger, im Kampf mit materiellen und inneren Bedrängnissen, heimste Voß schließlich den Erfolg ein.*

### Gottfried August Bürger

*»Ich wollte gern, daß mein Bürger der Erste wäre, der Ehre einlegte. Wie wäre es, wenn Sie morgen früh um 9 Uhr daran anfiengen?« schrieb Christian Adolph Klotz am 12. Januar 1771 an Gottfried August Bürger. Der machte denn auch den Anfang. 1769 plädierte er zunächst noch vor »wenigen verständigen Wardeins« (in der »Deutschen Gesellschaft« Göttingen) für Prosa, ließ dann aber 1771 in Klotzens Zeitschrift Stücke aus dem ersten und sechsten Buch der Ilias in fünffüßigen Jamben erscheinen. Sein Programm erläuterte er in den vorgesetzten »Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer«.*
*Drei Jahre später, am 11. September 1774, konnte Johann Erich Biester dem Freunde Gottfried August Bürger aus einer lateinischen Rezension zitieren: »Nauseam nobis movent Wenkianae et Dammianae et Kuettnerianae versiones omnes, ex quo initium suae protulit* Buergerus. *Faxit illi Deus otia! [Ekel verursachen uns alle Wenk'schen, Damm'schen und Küttner'schen [Homer-]Übersetzungen, aus welchen Bürger den Anlaß zu der seinigen schöpfte. Verleihe der Herr ihm Muße!]« Dieser Wunsch war nur allzu berechtigt, ebenso wie die vorausgehende Frage des Freundes: »Aber, um Himmelswillen, Menschenkind, warum machst nicht weiter an Vater Ompok? Du hattest ja einst darum an Klopstock geschrieben; alle gelehrte Welt wartet darauf . . .« Sie tat es um so mehr, als Bürger 1774 durch seine »Lenore« mit einem Schlag zu Ruhm gekommen war. Selbstbewußter verband er eine neue Probe (die »Fünfte Rhapsodie«) mit einer Anfrage an das deutsche Publikum, die auch ein Hilferuf war:*

Vor fünf Jahren ließ jemand meine Gedanken von der Beschaffenheit einer homerischen Uebersetzung, nebst einigen Probefragmenten, drucken, und ich dachte Wunder, mein liebes Publikum, was du dazu sagen würdest! Du hast aber wenig, oder nichts gesagt . . .

*Schon im Februar-Heft 1776 des »Teutschen Merkur« ließen die Weimarer eine «Disseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Uebersetzung des Homers« einrücken, in der die herzogliche Familie, Goethe, Wieland, Einsiedel, Knebel, Bertuch, Seckendorff und andere sich verpflichteten, ihm eine »ausgeworfene Summe so bald zu übersenden, als er durch ähnliche Versicherung des übrigen Teutschlands in Stand gesetzt worden ist, öffentlich anzeigen zu laßen, er sey entschloßen fortzufahren, und verspreche, indeß die Ilias zu vollenden«; denn, so hieß es zu Beginn:*

Daß Bürger Dichter ist, sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß, als einer der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles vorgebildete lebendig, alles lebende strebend wird, sieht man mit einem Blick auf die Uebersetzung mit zehn Versen in dem Original verglichen. Drum wünschen wir, daß er möge in guten Humor gesetzt werden, fortzufahren; daß er, nicht Belohnung seiner Arbeit, denn die belohnt sich selbst, sondern thätige Aufmunterung, Erfreuung und Auffrischung seines bürgerlichen Zustands vom Publico erhalten möge. Denn es wird sich so leicht nicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines andern Werk faßen mag, und der glückliche Uebersetzer so viel Thät- und Stätigkeit habe um der standhafte Uebersetzer zu werden.

*Sehr beeindruckt durch diese prompte Reaktion – »Das Weimarsche Publikum thut ein Ding, dergleichen in unserm lieben Vaterlande noch nie erhört worden ist« –, auch durch »viele schmeichelhafte Briefe« und »PrivatAufforderungen« ermutigt, fuhr Bürger mit der Arbeit fort. Eine neue Probe, die »Sechste Rhapsodie« für den »Teutschen Merkur«, hieß Wieland sogleich willkommen.*

Sie brauchen den ganzen Reichthum unsrer Sprache dazu; und ich bin ganz überzeugt, daß der einzige Umstand, wenn Ihnen der Gebrauch der veralteten Wörter aus Teutschlands Ritter und HeldenZeit nicht erlaubt wäre, eine gute Übersetzung Homers unmöglich machte. Auch gewinnt das Colorit und der Ton dadurch etwas antikes, Naturkräftiges, von der modernen *Zierlichkeit* abstechendes, kurz etwas Homerisches das ich besser fühlen als sagen kan. Überhaupt sind wir, Göthe und ich, *inniglich* mit Ihrer Verteutschung des göttlichen Dichters zufrieden, und freuen uns . . ., daß unsre Nation Ihnen den Vorzug zu danken haben wird, die wahreste, treuste, Homers am wenigsten unwürdige Übersetzung zu haben, die irgend eine Sprache aufweisen kan, – und daß der Dichter, dessen Werke uns *Wort Gottes* sind, durch Sie eine Menge von Jüngern, Liebhabern und Anbetern bekommen wird . . . Ich insonderheit freue mich über den heilsamen Einfluß den Ihr Homer auf *den gegenwärtigen Moment* unsrer litterarischen Verfassung haben wird. Denn der Messias selbst hätte nicht zu einer gelegnern Zeit kommen können. *(Christoph Martin Wieland an Bürger. Weimar, 22. April 1776)*

*Wieland berichtete auch von einem Streit »mit einem enthusiastischen Anbeter des Griechischen Homers« über das Silbenmaß, ein Streit, bei dem er und Goethe für Bürger und für den jambischen Vers eingetreten seien, und forderte Bürger auf, eine Verteidigung des gewählten Versmaßes für den »Teutschen Merkur« zu liefern. Die erschien dann auch im Oktober-Heft 1776: »Bürger an einen Freund über seine teutsche Ilias«.*

*Der von Schulden geplagte Übersetzer rechnete unterdessen schon mit künftigen Einnahmen, fürchtete im Vollgefühl seiner Kraft zunächst auch keinen Rivalen: »Auf Klopstocks homerische Proben bin ich entsetzlich begierig. Aber – er rüste sich mächtig. Anche io son pittore! Ich fühle mich auch in meiner Krafft. Wenn er Ajax ist, so will ich ihm wenigstens Hector seyn. Schon kocht in mir das: aut vincere, aut mori!« (Bürger an Heinrich Christian Boie. Wöllmershausen, 21. März 1776). Da traf ihn, durch Voß schon beiläufig angekündigt, im Oktober 1776 Boies Nachricht von einem zu erwartenden Beitrag im »Deutschen Museum«:*

Der Uebersezer Homers ist – Friz Stolberg, und seine Arbeit scheint selbst mir herrlich. Ich habe den 20sten Gesang der Il[ias] und muß ihn im Nov. des Mus. abdrucken laßen. Er ist mit deinen Jamben nicht zufrieden, und glaubt, daß du Homeren herabwürdigst. Ich bin in einer seltsamen Verlegenheit dabey. Daß ich ihn drucken laße wirst du mir nicht übel nehmen, da er ohnedieß gedruckt würde. So viel ich verstehe, hat er schon viel fertig. Mach, daß du im Dezember wieder was darauf sagen kannst und deine Ueb[ersetzung] ankündigen. Ich glaube nicht, daß er dir viel Schaden thun wird. *(Boie an Bürger, Hannover, 25. Oktober 1776)*

*Kritik an seinem Vorhaben aus der Schweiz hatte er als »Anschnarchung« leicht ertragen, diese Ankündigung forderte Bürger noch ohne Kenntnis der neuen Übersetzung in Hexametern zu erbitterten Briefen heraus, zu einer »Bravade« dann, die im Dezember-Heft 1776 des »Deutschen Museums« erschien:*

Friz! Friz! Bey den Unsterblichen, die hold
Auch meinem Leben sind! – Sie zeugen mir! –
Sieh! Angesichts der Ritter unsers Volks
Und ihrer losen Knappen, schreitest du
Zu Truz, mit Wehr und Waffen in mein Feld,
Und wirfst den Fehdehandschuh vor mich hin.
Ha! schauerte nun auch die Menschlichkeit,
Wie Hektorn vor dem Ajax und Achill,
Vor Dir mich an, hüb' ich ihn doch empor!
Bey Gott! bey Gott! du Troziger, ich muß!
So gelt' es denn, Sieg gelt' es, oder Tod!
Denn wisse, keinem Knaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft . . .
Es gelte, Friz! Sieg gelt' es, oder Tod! –

*Ja, er machte nun auch den Versuch, wenn auch nicht Homer, so doch Stücke aus Vergils Aeneis in Hexametern zu übersetzen, »bloß um Frizen zu zeigen, daß ich sie, wenn ich will, so gut als Einer machen kann« (an Boie, 5. Dezember 1776). Stolberg antwortete auf die »Bravade« später (März 1777) in einem Hexametergedicht:*

Laß uns beyde den Harfengesang des göttlichen Greisen
Unserm Volk singen; wir lieben den Göttlichen beyde!
Freund, gehabe Dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Roß' am flammenden Wagen;
Siehe, mir winkt die Mus'; ich folge der winkenden Göttin.

**Friedrich Leopold Graf zu Stolberg**

*Über den deutschen Hexameter zu streiten und für ihn zu werben (wie es Bodmer mit wahrem Bekehrungseifer tat), hatte man vor einem Vierteljahrhundert, nach dem Erscheinen der ersten Gesänge des »Messias« von Klopstock, begonnen.*
*Klopstocks frei nachgebildetes Versmaß wurde das Vorbild für Stolberg. Beide traf denn auch die Kritik der strengen Metriker. Später hat sich sogar Bürger zum Hexameter bekehrt und im »Journal von und für Deutschland« 1784 noch einmal Proben aus der Ilias vorgelegt, worauf schließlich in derselben Zeitschrift Friedrich August Wolf mit seinem Aufsatz »Ist Homer auch übersetzbar« in die Diskussion eingriff. Die entzündete sich indessen zuerst an dem Stück, dem Stolberg im November-Heft 1776 des »Deutschen Museums« »Ein Wort an den Leser« voranstellte:*

Ich überseze die Iliade ganz; hier indeß der zwanzigste Gesang. Klopstock hat einige Fragmente der Iliade in Prose übersezt, welche in dem zweyten Theil der Gelehrten-Republik erscheinen werden. Einige davon las er mir vor. Ich hatte unendlich viel erwartet; meine Erwartung ward noch übertroffen. Klopstock sprach mit mir von den Schwierigkeiten einer Uebersezung in Versen. Ich hatte lang gewünscht, die Iliade in Homers Versart zu übersezen; die Vorstellung der Schwierigkeit entflammte mich. . . .

*Sofort begann das Vergleichen, auch unter den Studenten, die sich in „Stolbergianer« und »Bürgerianer« teilten. Vorher schon ließ Wieland wissen, daß nun auch Herder den Jamben Bürgers beipflichte. Bürger nahm die Probe des Rivalen »mit Furcht und Zittern« »in die Hände«. Er fand zwar Stolbergs Hexameter ganz passabel und versprach sich durch »unser verschiedenes Procediren« Lehrreiches »sowohl für Jünger als Meister der poetischen Kunst«, aber er stieß sich wie andere Zeitgenossen an einer zunächst befremdlichen Neuerung:*

Die Beybehaltung der Griechischen Nahmen ist albern. Es wird dadurch für den deütschen Leser nichts gewonnen. Hergegen seine Übersezung wird durch diese Grille verlieren. Diese Nahmen sind und bleiben dem grösten Theil der Leser böhmische Dörfer. Man hat sich nun einmal zu sehr mit den vulgären Nahmen bekannt und vertraut gemacht. Selbst mir, der ich doch mit den Griechischen Nahmen im Grundtext bekannt genug bin, widerstehen sie in der Übersetzung . . . Übrigens bleib ich dabey, daß die hexametrische Übersezung weder *Griechheit* noch rechte *Deütschheit* besitze. *(Bürger an Boie. Wöllmershausen, 6. Januar 1777)*

*Schlimmer war, daß der vorgesehene Verleger Weygand, mit dem Bürger »in Tractaten stand und bald eins war«, nun zögerte. »Was gilts? Ihm ist schon bange, Stollberg werde den Markt verderben« (Bürger an Boie. 5. Dezember 1776). Dies Argument, »nicht sowohl* Ehre *als* Finanzerey«, *drängte sich nun häufiger in die Briefe:*
Wenn ichs so recht bedenke, muß mich Stollbergs Beginnen doch ärgern – . . . Es ist doch wahrlich kein Freündschafftsstück. Gesezt er beißt meiner Ehre auch den Kamm nicht ab; so thut er mir doch im Beütel Schaden. Und sowohl der Ehre, als des leidigen Geldes wegen, unternahm ich die Übersezung. Sie ist mir jetzt recht zum Widerwillen. Es ärgert mich beynahe, daß die bewuste Epistel an St[olberg] abgedruckt ist. Denn nun muß ich auf dem Kampfplaze bleiben. *(Bürger an Anton Matthias Sprickmann. Wöllmershausen, 16. Januar 1777)*

*1779, nachdem die beiden Ausgaben von Bodmer und Stolberg erschienen waren, gab Bürger vorläufig den Kampf auf:*
Dir, aber *noch zur Zeit keinem Andern,* sey es ins Ohr gesagt: daß ich so gut als fest entschlossen bin, den Homer liegen zu laßen. Die Jamben machen mir alzu viel Schwierigkeiten, und am Ende würde ich für alle meine Mühe mit Undank belohnt. Wolte ich mir selbst aufs Maul schlagen, und noch den Hexameter ergreifen, so, dächt ich, solte es Stolbergen und Bodmern nicht wol bekommen. Allein das verbietet mir der Stolz. *(Bürger an Boie. Wöllmershausen, 25. Oktober 1779)*

*Stolberg kam mit seiner Übersetzung rasch voran:*
Heute hab ich die 6 ersten Gesänge meiner Ilias, nebst der Zuschrift u:Ode auf die Post gegeben u: an Toby Mumsen adressirt. Die zween folgenden Gesänge kann ich nicht eher als in der Mitte des Märzes fertig haben, u: d: 15ten März auf die Post geben. Rechnen sie nun nach ob das nicht zu spät ist; wenn sie den ersten Band aus 6 Gesängen bestehen lassen, so versprech ich Ihnen Michaelis den 2 ten Band, lassen Sie ihn aus 8 Gesängen bestehen, so versprech ich auf Ostern 1778 den 2 ten Band. *(Stolberg an Voß. Kopenhagen, 15. Februar 1777)*

*An die Veröffentlichung knüpften sich auch Hoffnungen von Johann Heinrich Voß, der, noch ohne Amt, auf das Herausgeberhonorar für den »Musenalmanach« angewiesen war und darum kämpfte, Ernestine Boie heiraten zu dürfen: ihm hatte Stolberg das Honorar für seine Ilias versprochen.*
*Am 23. Juni 1777 konnte Voß an Bürger melden:*

Endlich hat sich Hr. Jeßen entschloßen, Stolb[ergs] Homer zu verlegen, und mir den Bogen, wie der Meßias gedruckt, mit 10

Thlr. zu bezahlen. Ohne diesen Beytrag hätte ich meine Heyrath noch bis künftiges Jahr aussezen müßen. Ostern kommt der erste, vielleicht auch der zweyte Theil, jeder von 8 Gesängen. Es ist mir doch unangenehm, daß ich, auch als Herausgeber einer fremden Schrift, Ihnen schade, und jetzt noch nicht weiß, wie ichs ersezen soll. Wär die Liebe nicht, so wüßte ichs wohl.

*1778 erschien Stolbergs Ilias in zwei Bänden bei Korte in Flensburg und Leipzig. Sie wurde 1781 und 1793 neu aufgelegt. (Anmerkung zum Sechsten Gesang: »O lieber Leser, lerne Griechisch, und wirf meine Übersetzung ins Feuer«.)*
*Stolbergs unbekümmerte Art zu übersetzen und die Freiheiten seines Hexameters trugen ihm Ratschläge ein, daran zu bessern, wie es etwa Ebert mit seiner Young-Übersetzung den Zeitgenossen eindrucksvoll vorgeführt und Voß dann später von Auflage zu Auflage getan hat. Doch daran mochte und konnte Stolberg weder allein noch später gemeinsam mit Voß gehen. Am 20. Januar 1778 schrieb er aus Kopenhagen an Klopstock:*

Im Ernste fühl ich daß viel Nachlässigkeiten in meiner Uebersetzung sind, aber ich habe warlich nicht die Gabe zu feilen, Foibus Apollon gab mir keine Feile, das ist warlich mein Fall. Meine Muse ist noch jung, u: kriegt dann u: wann recht schöne H. Christ-Geschenke von Foibus Apollon, ich will ihn bitten daß er ihr endlich auch eine Feile geben soll.

*Streitbar sprach Voß in drei »Verhören« (»Deutsches Museum« 1779 und 1780) dem Kritiker der Übersetzungen Stolbergs und Bodmers in der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« jede kritische Kompetenz ab. Schon 1778 begann seine unerquickliche Auseinandersetzung mit Heyne, dem mehr und mehr verhaßten Lehrer, und mit Lichtenberg über die Aussprache des Griechischen, vor allem die Wiedergabe des »Schöpsenlautes« η durch ä (wie sie auch in den ersten Übersetzungsproben beider Stolbergs befremdete). Ihr verdankt die Nachwelt jene amüsante »Spottschrift« Lichtenbergs von 1781: »Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands verglichen mit der Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe: oder über Beh, Beh und Bäh, Bäh . . .«*

**Johann Heinrich Voß**

*Voß hatte schon 1776 in seiner Übersetzung von Thomas Blackwells »Enquiry into the Life and Writings of Homer« (1735) die darin zitierten Homer-Verse in deutschen Hexametern wiedergegeben. Nun legte er dem Publikum eine erste Probe aus der Odyssee vor und kündigte den Freunden an: »Ich bin so halb und halb entschloßen, die Odüßee zu übersetzen. Die Küklopengeschichte hab ich zur Probe gewählt und Boien fürs Mus. gegeben. Sagen Sie mir Ihr Urtheil und Ihren Rath, alter versuchter Streiter!« (Voß an Bürger. Flensburg, 21. April 1777)*
*Fritz Stolberg schrieb darauf am 13. Mai 1777 an Gottlob Friedrich Schönborn: »Voß hat die Geschichte der Küklopen aus der Odüssee herlich übersetzt, u: will die ganze Odüssee in Hexametern verdeutschen, diese Unternehmung ist gewiß schwerer als die meinige, ich überseze lieber 3 Gesänge aus der Iliade in Hexametern als einen aus der Odüssee«.*
*Mit ihm fragten auch andere, ob es überhaupt möglich sei, »die göttliche Einfalt, den Adel in kleinen Dingen« gerade in der Odyssee zu treffen.*
*Voß arbeitete seit 1778 ununterbrochen an der Übersetzung. 1780 war der deutsche Kommentar, der der Ausgabe beigegeben werden sollte, abgeschlossen. Dieser geplante Zusatz deutete auch auf ein von der bisherigen Übersetzerpraxis verschiedenes Verfahren: Unverständliches nämlich sollte dem Leser nicht mehr übersetzt, d.h. im Übersetzungstext verdeutlicht, sondern außerhalb des Textes erklärt werden. Das Werk erschien schließlich ohne den Kommentarband Ende 1781.*
*Die Freunde, auch Bürger, applaudierten; im »Teutschen Merkur« (April-Heft 1782) schrieb Wieland:*

Die Uebersetzung ist so getreu, daß man sie beynahe wörtlich nennen kann; ein wesentlicher Vorzug, den sie vor allen übrigen metrischen Uebersetzungen Homers voraus hat . . . Bey dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frey von affectierten Gräzismen, seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen, und dergl., ist überhaupt schön versificiert, und so fließend, daß Niemand, der nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit die Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird. – Der Umstand, daß Herr V. Zeile für Zeile übersezt hat, wird dadurch, daß er dieser Genauigkeit auch nicht die kleinste Schönheit des Originals aufgeopfert, zu einem sehr wichtigen Vorzug . . . – Kurz, Homer hat noch in keiner uns bekannten Uebersetzung in jeder Betrachtung weniger verlohren; und wer die Odyssee nicht Griechisch lesen kann, findet hier einen Abguß, der dem Urbild so ähnlich sieht, daß der Unterschied – selbst für den kalten Kunstrichter – von keiner Erheblichkeit ist.

*»Sie trug«, wie August Wilhelm Schlegel 1796 rückblickend in der »Allgemeinen Literatur-Zeitung« schrieb, »zuerst den ungetheilten Beyfall der Kenner verdienter Weise davon«.*

*Voß entschloß sich, da Stolberg sich auf gemeinsame Verbesserung seiner Übersetzung nicht einlassen mochte, nun auch die Ilias aufs neue zu verdeutschen. Anzuerkennen, daß sein Wurf anscheinend nicht geglückt sei, fiel Stolberg nicht leicht:*

Ich reisse mir aus blutendem Herzen den Wahn unserm Vaterlande die Ilias gegeben zu haben, geben zu können. Ich habe gestern angefangen Ihre Ilias mit dem Original u: mit der meinigen zu vergleichen. Sie haben mich unendlich übertroffen. Nun denn der alte Halbgott soll mir doch freundlich dafür sehen daß ich, da Sie mir Macht über Leben u: Tod Ihrer Ilias geben, mich gern um seinetwillen vergesse. Sie lebe weil sie die beste seyn wird! Fahren Sie fort in Gottes Namen, lieber edler Freund! . . . Ich fühle daß ich mich selbst sehr würde übertroffen haben, denn ich übereilte das Werck sehr, aber ich fühle daß ich Sie nicht erreichen würde. Also ist es Pflicht, u: was mir Pflicht gegen Voß den Übersetzer um Homers willen seyn würde, daß muß mir gegen Voß den Freund nicht einmal schweer werden. Ich trincke im Geiste mit Ihnen u: stosse klingend an: Es lebe von Enkel zu Enkel Homer unter den Hyberboräern! Und wenn mir denn auch eine Thräne ins Glas stürzt so trinke ich sie mit hinunter u: es soll die lezte seyn! *(Stolberg an Voß. Neuenburg, 20. Oktober 1786)*

*Zusammen mit der überarbeiteten Odyssee erschien die neue Übersetzung 1793 in vier Bänden bei Hammerich in Altona.*
*Man schien von dieser Ausgabe zunächst nicht Notiz zu nehmen. Was aber nach einer »unbegreiflichen Gleichgültigkeit« aussah, war eher ein Schock, ein Befremden, das die Kritiker erst spät zu formulieren versuchten, am überlegensten A. W. Schlegel in seiner großen Kritik von 1796. Voß war nämlich den strengeren Grundsätzen einer Annäherung an das Original gefolgt, die er in den 80er Jahren beim Übersetzen Vergils sich zu eigen gemacht hatte.*
*»Es ist Methode in seiner Undeutschheit« schrieb Schlegel. »Er hat sich überall an die griechische Ordnung anschmiegen wollen, nicht so nah wie möglich, (dies wäre sehr zu loben) sondern so nah, wie es in unsrer Sprache unmöglich ist.« »Das eigentliche Gebiet des sprachbildenden Künstlers hebt« zwar, so gestand er zu, »da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört«, aber »das vorgeschlagene Neue darf nicht im Widerspruche mit dem entschieden festgesetzten stehn«. Voß habe die »festgesetzten Gränzen« der deutschen Sprache in den »Wortfügungen«, aber vor allem in der »Wortstellung« und in einer Nachbildung des Versmaßes überschritten, die »auch den Gang einzelner Verse, die jedesmaligen Verhältnisse der rhythmischen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verse in den andern, und die dadurch bestimmte Stellung der Einschnitte, nachzumachen gesucht« habe.*

Bey aller Aehnlichkeit seines Versbaues mit dem Homerischen im Einzelnen, die besonders in Absicht auf die Glieder der rhythmischen Periode bewundernswürdig gross ist, verbreitet dies einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermisst den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunstlose Leichtigkeit der Ionischen Muse.

*So verglich man wieder: die beiden Fassungen der Odyssee – und gab der ersten den Vorzug – oder Voß mit Ernst Wratislaw Wilhelm von Wobeser, dessen Übersetzung (1781–87) sich »leicht, fließend und gefällig« las.*

*Im »Neuen Teutschen Merkur« (1801) bat J. C. Schmidt »Apollo von ganzem Herzen, daß er, der zweifaltige Gott der Dichtkunst und der Heilkunde, Sie von der – wie darf ich es nennen? –* Miltonischen *Krankheit heile, Ihre zweite Uebersetzung der Odyssee für besser zu halten als die erste« und »antreibe«, die Ilias in der »melodischen und verständlichen Sprache« der ersten Odyssee »zu singen«. »Nur die Hofnung, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, hat mich bisher von Ausführung des verzweifelten Entschlusses abgehalten, an eine Uebersetzung Ihrer Uebersetzung zu gehen.«*
*Wieland wie Klopstock hatten vor der »Vergriechung« gewarnt; 1798, »im sechsten Jahr der Vossischen Sprachumwälzung«, war sogar ein Pamphlet »Des Scholiast zum teutschen Homer oder Journal für die Kritik und Erklärung des Vossischen Homers« erschienen. Doch der wegen seiner »artistischen Hartnäckigkeit« Getadelte revidierte die neuen Auflagen seiner Übersetzung nach seinen Vorstellungen, nicht denen der Kritiker. Die begannen vielmehr die ihren zu korrigieren. August Wilhelm Schlegel fügte seiner Rezension, als er sie 1801 in die »Charakteristiken und Kritiken« aufnahm, eine lange Anmerkung bei:*

Obige Beurtheilung erregte bei ihrer Erscheinung im Jahr 1796 einige Aufmerksamkeit, und fand bei vielen Eingang: vermuthlich weil sie ihre eigne schon vorher gehegte Meinung nur entwickelter aussprach. Sie bezeichnet daher eine Stelle in der Geschichte der Aufnahme, welche das Werk in Deutschland fand, und kann eine Uebersicht der widerstrebenden Gewöhnungen geben, die der beharrliche und seine Bemühungen immer ins Große treibende Urheber dabei zu überwinden hatte, und nunmehr wirklich schon weit mehr überwunden hat als vor fünf Jahren. Dieß sind die Gründe, warum ich sie gänzlich unverändert wieder abdrucken lasse, wiewohl mein Urtheil über manche Puncte sich seitdem beträchtlich anders bestimmt hat . . .
Was die Bearbeitung der antiken Sylbenmaße, besonders des Hexameters, im Deutschen betrifft, so ist Voß unstreitig als der zweite Erfinder anzusehen, und sein Verdienst dabei ist unübersehlich groß. Es ist mir jetzt vollkommen klar, was ich damals nicht zugeben wollte, daß wir uns bei einer Uebersetzung des Homer nicht mit einer geringeren Vollkommenheit des Versbaues begnügen dürfen, als die seinige hat. Unsre Nachfolge der alten Metrik schreitet, wie sie mit absoluter Laxität anfing . . . immer zu größerem Rigorismus fort, und möchte erst bei einer, der classischen gleich oder ganz nahe kommenden, Gesetzmäßigkeit einen bleibenden Ruhepunct finden.

*Die klassizistische Kunstsprache Vossens und sein Übersetzungsverfahren machten Schule, ja fanden z.T. eine hypertrophe Nachfolge. Die Homer-Übersetzung, die seit 1806 bei Cotta erschien, trug dazu am meisten bei. An den Rezensionen ließ sich die Kanonisierung deutlich ablesen: 1802 schon wurde »eine Ausgabe mit untergesetzten Varianten« gewünscht, um das Resultat des bewundernswürdigen Fleißes zu studieren, nicht zu kritisieren, 1807 Voß der letzte genannt, »welcher wohl die Homerische Uebersetzungsliteratur bey uns für immer schließen dürfte«.*

*Zwar verstummte auch der Widerspruch einzelner nicht, bis auf den heutigen Tag. Schon 1783 hatte Heinse (in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi) die »vermaledeyte hölzerne ungelenke Mechanik« bei Voß getadelt. Und noch der Geschichtsschreiber der deutschen Homer-Übersetzung im 18. Jahrhundert, Adalbert Schroeter, zitierte 1882 mit Genugtuung ein späteres Dictum August Wilhelm Schlegels, wonach Voß »das deutsche Volk mit einem steinernen Homer, einem ledernen Aristophanes und einem hölzernen Shakspere beglückt« habe. Aber das wollte nicht viel heißen gegen die Stimmen, die Vossens Sieg verkündeten und sein Werk zum »National-Eigenthum« erklärten. Ein Rezensent nannte die Ausgabe von 1806 »das gerundetste Kunstprodukt . . . das durch deutsches Wissen, deutsche Ausdaurung, deutsche Liebe für das Vortrefflichste aller Nationen zu Tage gefördert worden ist«, ein anderer im gleichen Jahr die Odyssee von 1781 »die erste classische Übersetzung nach Luthers verdeutschter Bibel«. Er urteilte über die spätere Bearbeitung ebenso günstig:*

Was damals die bündigste Beweisführung nicht vermocht hätte, hat jetzo die Zeit gethan . . . die ächt-homerischen Wortbildungen haben mit ihren Begriffen Eingang gefunden. Schon hält man die Sprache des deutschen Homer durchgängig für deutsch . . .

*Was verschlug es, daß dieser Anonymus kein andrer war als – der Sohn des Übersetzers, Johann Heinrich; er konnte des allgemeinen Beifalls sicher sein.*

*Drei Proben mögen nach beendigtem und entschiedenem Wettstreit demonstrieren, mit Versen welcher Art Bürger, Stolberg und Voß gegeneinander antraten:*

Den jagdenkundigen Skamandrius
Erlegte Menelaus scharfer Spieß.
Diana selbst hatt' ihn die Kunst gelehrt,
Zu fällen jeglich Wild des Haingebirgs.
Allein izt half dem wackern Jäger nicht
Die Himmelsjägerin, nicht seine Schüzenkunst.
Der speerberühmte Menelaus schoß
Ihm auf der Flucht die Lanze hinten nach,
Den Mittelrücken und die Brust hindurch.
Jach stürzt' er vorwärts hin zu Grund, und laut
Errasselte die Rüstung über ihm.

*(Bürger, Homer: Ilias. Fünfte Rhapsodie. In: Deutsches Museum. 1776, Bd. 1, S 5f.)*

Griechen und Troer waren zugleich mit den Führern geordnet;
Lärmend gingen die Troer, wie schreyende Züge der Vögel.
Also tönet am Himmel die Reise der Kraniche, wenn sie
Dem unendlichen Regen und rauher Jahrzeit entfliehen;
Tönend fliegen sie über die Fluten des Ozeanes,
Tod und Untergang bringend dem kleinen Geschlecht der Pügmaien;
Schwebend in Lüften, bieten sie ihnen den tödtenden Kampf an.
Kriegsmut athmend gingen und schweigend die edlen Achaier,
Herzlich verlangend, sich treulich zu helfen, der eine dem andern.

*(Stolberg, Homer: Ilias, Dritter Gesang. 3. Auflage 1793)*

Aber nachdem sich geordnet ein jegliches volk mit den führern,
Zogen die Troer in lerm und geschrei einher, wie die vögel:
So wie geschrei hertönt von kranichen unter dem himmel,
Welche, nachdem sie dem winter entflohn und unendlichem regen,
Dort mit geschrei hinziehn an Okeanos strömende fluten,
Kleiner Pygmäen geschlecht mit mord und verderben bedrohend;
Und aus dämmernder luft annahn zu böser befehdung.
Jene wandelten still, die mutbeseelten Achaier,
All' im herzen gefaßt, zu vertheidigen einer den andern.

*(Voß, Homer: Ilias. Dritter Gesang. 2. Auflage 1802)*

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 2,40 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Kuhstraße 11, D-4172 Straelen 1. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharten, Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 7 27 52 35 oder (0 72 75) 2 35; Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, D-8000 München 70. Herstellung: Lothar Letsche. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt 4 (Bonlanden).